

Rezensionen

Mines, carrières et métallurgie dans la France médiévale. Actes du Colloque de Paris, 19, 20, 21 juin 1980, hg. von PAUL BENOIT und PHILIPPE BRAUNSTEIN, Paris 1983 (Editions du Centre National de la Recherche Scientifique), 415 p., III., 190 FF (Hier zitiert als Bd. I).

Pierre & métal dans le bâtiment au Moyen Age. Etudes réunies par ODETTE CHAPELOT et PAUL BENOIT, Paris 1985 (Editions de l'Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, Paris — Recherches d'histoire et de sciences sociales 11), 370 p., III., 220 FF (hier zitiert als Bd. II).

„L'histoire de l'art traditionnelle s'est longtemps désintéressée...de l'étude matérielle des produits esthétiques. Dans le domaine de l'architecture et de la sculpture médiévales, ses carences sont spécialement graves". Dieser Satz (Bd. 1, S. 363) von Léon Pressouyre trifft die französischen wie die deutschen Verhältnisse. So wundert nicht, daß dieser Autor mit seiner Studie über die Materialien des Kreuzganges von Notre-Dame-en-Vaux in Châlons-sur-Marne der einzige an Bd. I beteiligte Kunsthistoriker ist (in Bd. II ist es Dieter Kimpel).

In beiden Ländern wird unser Fach jedoch von verschiedenen Seiten herausgefordert, seine Teilnahmslosigkeit abzuschütteln: bei uns ist es die neue Art der Bauforschung, die vor einigen Jahrzehnten, zumal an den Technischen Universitäten, ihren Ausgang vom Studium der antiken Baudenkmalerei nahm und seitdem einen bewundernswerten Aufschwung, auch in der Architekturgeschichte des Mittelalters, genommen hat. In Frankreich ist wegen der anderen Ausbildungsstruktur der Architekten Bauforschung im westdeutschen Sinne selten. Dort kommt die Herausforderung von den Historikern, auch sie eher unwillig zur Kenntnis genommen. Beide Ansätze könnten einander ideal ergänzen.

Die zwei Sammelbände, die hier kurz vorgestellt seien, beschäftigen sich nicht ausschließlich mit Stein, seiner Gewinnung und Verarbeitung, sondern ebenso mit Bergwerken und Eisenverhüttung, mit Ton oder Blei. Das mag dem kunsthistorischen Leser Welten entfernt, die Lektüre geradezu als Zumutung erscheinen.

Überhaupt wird die Frage nicht ausbleiben, warum man die Erforschung dieser Dinge nicht dem Wirtschaftshistoriker überläßt. In der Tat: Das Anstehen eines schönen und gut zu verarbeitenden Steines war zwar für das Bauwesen der jeweiligen Region im alten Europa bis zum frühen 19. Jh. von höchster Wichtigkeit, in den Anfängen vielleicht sogar ein entscheidender Faktor. Doch ist nicht zu übersehen, daß gute Steinbrüche den Wert von Bergwerken hatten und zu einem Aufblühen der örtlichen Wirtschaft führten. Deshalb haben Wirtschaftshistoriker diesen Gegenstandsbereich immer ernst genommen.

Bildhauer und Baumeister, erst recht nicht die früherer Epochen, würden das Studium der Werkstoffe jedoch keinesfalls als Nebensache oder als kunstfremd abgetan haben. Das konnte nur Kunsthistorikern einfallen. Der Werkstoff ist 'Gegner' und 'Gesprächspartner' des Künstlers. Kunst konkretisiert sich im Werkstoff, nicht jenseits davon. In großer Kunst ist er immer Teil der künstlerischen Sprache, vergleichbar einer Dialekt-

einfarbung. Auch ist das Material, aus dem Kunst geschaffen wird, dem alten Verständnis gemäß bereits ein Teil der Aussage — Günther Bandmann sprach von der Ikonologie des Materials.

Es ist nur dem Anschein nach ein Paradox, daß man geradewegs in den künstlerischen Schöpfungsprozeß hineingerät, wenn man sich den Werkstoffen und Werkstattproblemen widmet. „Den Versuch zu machen, in die Werkstatt der Kunst hinunter zu steigen“ (Vöge), ist heute so lohnend wie früher. Der erste Schritt aber führt uns in die Steinbrüche und Tongruben, die Bronzeschmelzöfen und Bergwerke. Gegenüber allen Unkenrufen vom Ende der Kunstgeschichte ist festzustellen, daß dieser erste Schritt kaum je getan wurde.

Der Erforscher von Bronzewerken muß aber auch wissen, daß diese etwa im 12. Jh. ein wichtiges Handelsgut waren, das unter besonderen, fast schon industriekapitalistischen Bedingungen hergestellt und vertrieben wurde, dessen Verfertiger aber wegen der Schwierigkeiten des Verfahrens und dem Wert des Materials höher angesehen waren als die meisten anderen Handwerker. Die Ausschaltung der Wirtschaftsgeschichte erreicht keineswegs, das Künstlerische der Werke desto reiner aufleuchten zu lassen, da der für diese Gattung eigentümliche Waren- und Warenwertcharakter verkannt würde und damit ein Teil ihres Wesens. Studien dieser Art müßten alle Bereiche der Kunst und des immer noch abgewerteten Kunstgewerbes einbeziehen, mit jeweils unterschiedlichen Akzenten: das Prestige von Gold und Silber hatte andere Auswirkungen auf die Goldschmiede und ihre Kunst als der oft ebenfalls hohe Preis der Farben des Malers — aber was wissen wir schon über Farbenherstellung und Farbenhandel?

Die beiden Bücher berühren nur einige der uns Kunsthistorikern nahestehenden Materialbereiche, denn ihr Ausgangspunkt sind die Bemühungen engagierter französischer Historiker, eine Lücke, die das Verschwinden der Zeitschrift *Revue de l'histoire des mines et de la métallurgie* gerissen hatte, nicht zum Ende aller Forschungen über diesen Bereich werden zu lassen. Zwar sind die Bände offiziell die Publikation zweier 1980 und 1982 abgehaltenen Tagungen; genau betrachtet aber sind sie Zwischenberichte von den Aktivitäten einer vom CNRS (der „französischen DFG“) geförderten Forschergruppe aus dem Kreis der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales und der Université Paris I, erweitert um mehrere Gelehrte gleicher oder ähnlicher Forschungsausrichtung, auch anderer Nationalität. Daß ein Hauptinitiator, Philippe Braunstein, zur *Histoire Nouvelle* um die Zeitschrift *Annales* gehört, hat diese Unternehmungen in der Beweglichkeit des Standpunktes, der Vielfalt des Fragens und der wie selbstverständlichen Pluridisziplinarität geformt.

Ich spare dem Leser die ermüdende Aufzählung aller Aufsätze, sondern erlaube mir eine vom Fachstandpunkt der Kunstgeschichte bestimmte Auswahl des für uns Anregendsten. Der I. Bd. ist mehrheitlich den Bergwerken und der Metallverarbeitung gewidmet und tritt deshalb ein wenig zurück gegenüber dem II., der fast ausschließlich das Bauwesen behandelt und eher die Nutzenanwendung aus dem im Bd. I Dargelegten erreicht. Dies zeigt sich etwa daran, daß sein 3. Abschnitt heißt: Die Metalle am Bau. Die Behandlung des I. Bandes ist jedoch unverzichtbar, nicht nur wegen des letzten Abschnittes über die Steinbrüche, sondern weil in ihm der gemeinsame Forschungsansatz deutlicher wird. Hier erfahren wir etwas über ein Teilprojekt (Solange Lauzanne), die

systematische Auswertung von Kartularien, ein mühsames und nicht immer ertragreiches Unternehmen, lehrreich aber darin, wie diese Bereiche in den Urkunden behandelt sind. Die Kunsthwissenschaft hat diese Quellengattung in ihrem liturgie- und funktionsgeschichtlichen Aussagewert schon entdeckt, doch noch nicht in der Fülle ihrer Aspekte.

Der Aufsatz von Philippe Braunstein und Odette Chapelot über Bergwerke und Metallurgie im spätmittelalterlichen Burgund erweist sich vor allem als historisch lehrreich: die Darstellung der Rolle von Rechtsvorstellungen teilweise germanischer Herkunft z. B. ist aufschlußreich. Aber entgegen unseren Erwartungen erfahren wir auch einiges Neue über einen der Hauptbildhauer des burgundischen Hofes, den Aragonesen Juan de la Huerta, der als Bergwerkskonzessionär in neuem Licht erscheint (S. 30 ff.). Wir entdecken unbekanntes, aber andernorts bestätigte Aspekte der Soziologie des Hofkünstlers, seines wirtschaftlichen Verhaltens, seines über das 'Metier' im engeren Sinne hinausgehenden Könnens. Nebenbei beginnt man zu begreifen, warum burgundische Orte wie Aignay-le-Duc, Is-sur-Thille oder Til-Châtel so stattliche mittelalterliche Kirchen besitzen — offenbar aufgrund ihres Reichtums als metallverarbeitende Zentren.

Kunsthistorischer Beachtung wert wäre auch der von Alain Girardot behandelte Typus des Geschützgießers in seiner Stellung als Techniker, Unternehmer und Künstler, auch in der Internationalität seiner Beziehungen.

Lesenswert ist Jean Chapelots rechtsgeschichtliche Darstellung der Zugriffsrechte auf die für die Fayenceherstellung genutzten Tonlager in der Saintonge. Sie liest sich wie eine Geschichte der Entstehung handwerklicher Dorfgemeinschaften seit dem 13. Jh., der sozialen wie künstlerischen Krise des 100jährigen Krieges, des Aufstiegs der Töpfer zu Kunsthandwerkern im späten 15. und im 16. Jh. und schließlich des erneuten feudalen Zugriffs unter merkantilistischem Aspekt, dies alles neben einer Vielzahl anderer Informationen. Die Geschichte von Verfassung, Recht und Wirtschaft bestimmt die Kunstgeschichte der Fayence mehr als bisher gedacht.

Eher auf eine Region, Savoyen, und einen engeren Zeitraum, 1338—50, beschränkt ist die Studie von Paul Benoit und Philippe Braunstein über Bergwerksrechnungen von Hurières. Doch ist kein Beitrag in diesem Band so genau gezeichnet und mit so fein gestricheltem Hintergrundspanorama versehen: Industrieproduktion und Handel der ganzen Zeit erscheinen in klareren Umrissen. Auch erfährt man hier eher als andernorts, wie abhängig von Konjunkturen aller Art das Bergwerkswesen war und wie stark der Konjunkturreinbruch gerade während dieses Zeitabschnittes gewesen ist.

Nach einigen eher siedlungsarchäologischen Beiträgen (vor allem Marie-Christine Bailly-Maitre und Joelle Brune) folgt ein für die Bauhistoriker aufschlußreiches Kapitel über Steinbrüche und Steinverwendung mit einem schönen Aufsatz von Claude und Jacqueline Lorenz über aufgelassene merowingische Sarkophagsteinbrüche, der oben schon genannten Arbeit von Léon Pressouyre, einem Einblick in eine flächendeckende Dokumentation der Steinverwendung an mittelalterlichen Großbauten durch Annie Blanc vom Centre de Recherches sur les Monuments Historiques und einem Aufsatz von Marc Viré über die Pariser Steinbrüche. Zu wissen, aus welchen Steinen mit welchen Eigenschaften ein Bau in seinen einzelnen Teilen und Lagen errichtet ist, ist in vorderster Linie für den Denkmalpfleger wichtig; die heutigen, für unsere Bauten ruinösen Bedingungen machen Kenntnisse der Steine und ihrer Eigenschaften zur unabweisbaren Pflicht. Der-

gleichen Kenntnisse sind aber auch für den Bauforscher unverzichtbar — die Definition der einzelnen, an einem Bau verwandten Steinsorten führt mitten hinein in die Baugeschichte und ihre Abläufe, in statische und konstruktive Überlegungen. Für das Bauwesen folgenreich, für den Bauhistoriker aufschlußreich ist zudem, ob man bei der Errichtung einer Kirche auf nahe gelegene Steinbrüche zurückgreifen konnte oder ob Transportprobleme und damit zusätzliche Finanzlasten mitzubedenken sind; in diesem Sinne lehrreich ist Pressouyres Kombination von geologischer Herkunftsanalyse und Neulassung der Wunderberichte über die Entstehung der Notre-Dame-en-Vaux.

Bd. II ist ausschließlich dem Bauwesen gewidmet. Im ersten großen Abschnitt über die Bedeutung der Texte für die Kenntnis der Baustellen finden sich bemerkenswerte Aufsätze, die demonstrieren, was wir mit den zahlreich vorhandenen Quellen hätten machen können. So geht Philippe Braunstein in seiner Untersuchung über den Beginn der Baustelle des Mailänder Domes auf die längst publizierten Annalen der Domfabrik ein, die jedoch kaum jemals genau gelesen worden sind, außer wo Künstlernamen, möglichst deutsche, zu finden waren, oder wenn es um die berühmte Kontroverse zwischen Miélot und seinen italienischen Gegenspielern ging (*ars sine scientia nihil est*). Daß daneben im Mailänder Domarchiv noch viele andere, kaum erforschte Texte liegen, ist fast unbekannt. Hier wie überall stehen noch riesenhafte Forschungsaufgaben vor uns. Braunstein geht es vor allem darum, die Annalen der Domfabrik als bisher ungenutzte wirtschafts- und sozialhistorische Quelle einzuführen, wobei im Sinne des Forschungsvorhabens zunächst die Vorbereitungen und Anfänge, die Versorgung mit Steinen und deren Antransport im Vordergrund stehen. Er arbeitet die neue und eigenartige Organisation, vor allem die Trennung der Finanzinstitutionen und ihrer Kassenführung heraus. Der kunsthistorische Gewinn steckt einmal in einer so bisher kaum bekannten Einsicht in die Tätigkeitsabfolge — bemerkenswert etwa der späte Beginn der Einzelplanung und der bildhauerischen Arbeiten; vor allem aber wird wegen der breiten Untermauerung des Aufsatzes durch Hinweise auf die Gewohnheiten anderer Baustellen in Europa ein grundlegender Beitrag zur Bauwirtschaft der Epoche geliefert.

Der Beitrag des Löwener Gelehrten Jean-Pierre Sosson über den Bezug der Baumaterialien für die öffentlichen Bauarbeiten in den flämischen Städten ist eher eine preisgeschichtliche Studie, eng verzahnt mit seinen anderen, für den Kunsthistoriker noch ergiebigeren Forschungen (so: *Les travaux publics de la ville de Bruges, XIVe—XVe siècles. Les matériaux. Les hommes*. Brüssel 1977).

Der Artikel von Denis Cailleaux transkribiert die bisher unpublizierten Baurechnungen des Cölestinerklosters in Sens aus den Jahren 1477—1482. Sie bezeugen klar, daß der Ammenglaube, die für die mittelalterliche Kunstgeschichte relevanten Quellen seien im wesentlichen entdeckt, falsch ist. So wichtig die von ihm entdeckten, weitgehend lückenlosen Baurechnungen sind, so wird man ihm doch vorhalten müssen, daß er zu wenig — etwa im Vergleich mit anderen Quellen — den Typus der Rechnungen definiert hat; sie betreffen nämlich nur die Materialausgaben und einen Teil der Kosten, nicht jedoch die regelmäßig auszuzahlenden Löhne. Auch finden sich keinerlei Hinweise auf die Einnahmen. Wer mit Bauabläufen vertraut ist, wird auch vermissen, daß der Autor gar nichts herausgeholt hat über die Reihenfolge der Arbeiten, kurz über die eigentliche Baugeschichte. Doch wird man ihm das nicht zum Vorwurf machen, sondern damit nur

unterstreichen, daß Bauforschung unersetzlich für die angemessene Interpretation derartiger Quellentexte ist, ja, daß ihre 'richtige' Lektüre ohne baugeschichtliche Kenntnis nicht gelingt. Dieter Kimpel hat in seinem Beitrag deutlich und nachdrücklich genug die Forderungen gestellt, die von der Bauforschung an das historische Quellenstudium und an die Steinbruch-Archäologen zu stellen sind.

Ähnlich einzuschätzen ist die Analyse der beim Refektoriumsbaus des Cisterzienserkollegiums in Paris verwendeten Steinsorten und ihrer Herkunft durch Annie Blanc, Claude Lorenz und Marc Viré. Die Steine eines Baus in ihrer Herkunft nach Lagen definieren zu können, ist ein wünschenswerter Fortschritt; wenn man dies jedoch tut, ohne danach zu fragen, ob die Auswahl und Abfolge der Materialien durch Gesichtspunkte ihrer jeweiligen Festigkeit, Wasserdurchlässigkeit oder Eignung für feinere Bearbeitung erfolgt, so bringt man sich um einen wichtigen Gewinn. Hier wäre die Mithilfe eines erfahrenen Bauforschers nötig gewesen. Dann wäre das Refektorium wohl auch nicht so falsch datiert worden.

Hervorzuheben sind noch zwei Arbeiten, die sich mit der Ausbeutung von Steinbrüchen und dem Steinhandel beschäftigen, Lucien Mussets Studie über die bis weit nach England und in die Bretagne gehandelten Kalksteine von Caen und Daniel Prigents interessante Untersuchung über die Technik des Tuffabbaus im Anjou, mit lehrreichen Ausführungen über die Qualitäten dieses Steins. Im einzelnen ist Analoges auch in Deutschland publiziert worden. Das Problem liegt aber darin, daß die vielen Einzelfakten und Titel nicht genug in das Bewußtsein der Architekturhistoriker gedrungen sind. Ein Sammelband wie dieser bietet eine Chance, Gegenstände und Fragestellungen höchst unterschiedlicher Art öffentlich und einprägsam zu machen.

Der zweite Band unterscheidet sich vom ersten nicht allein in seiner größeren Nähe zu den Objekten und historischen Einzelphänomenen, sondern auch darin, daß die unausschöpflichen Beobachtungen und Anregungen, die sich in Viollet-le-Ducs *Dictionnaire de l'architecture* finden, in zunehmendem Maße genutzt wurden, wenn auch nicht gleichermaßen und von allen. So nützlich der Artikel von Aimé Stroobants für die Kenntnis der Eisenverwendung in der flandrischen Architektur des 14. und 15. Jh. ist, er hätte weniger Fehleinschätzungen enthalten, wenn der Autor die zwei oder drei einschlägigen Artikel in Viollet-le-Ducs Lexika zur Kenntnis genommen hätte. Im abschließenden Aufsatz von Paul Benoit meint man jedoch deutlich zu spüren, wie aus deren Lektüre neue und die Forschergruppe weiterführende Fragestellungen entstehen.

Der Originalität der *Histoire Nouvelle* komplementär ist gelegentlich die Einstellung, ältere Literatur übergehen zu dürfen, erst recht die benachbarter Fächer wie der Kunstgeschichte. Ärgerlich wird dies etwa im Aufsatz von Jean-Marie Pesez über die Erneuerung des Steinbaus nach dem Jahre 1000. Da er überzeugt ist, auf die Datierungen und Aussagen der Kunsthistorikerkollegen sei nicht viel zu geben, ignoriert er vollständig die Literatur, Grodeckis Buch über die ottonische Architektur genauso wie die vielen Publikationen zur karolingischen und vorromanischen Baukunst, erst recht aus dem Ausland. Noch ärgerlicher ist, daß er naiv die Geschichte des Raoul Glaber zum Ausgangspunkt seines Aufsatzes macht, nach dem Jahre 1000 habe sich Gallien mit einem weißen Kleid von Kirchenneubauten geschmückt, ohne zu bemerken, daß sie von vielen in Zweifel gezogen wurde, auch von Historikern. Ignorieren könnte man dies alles, würde

Pesez nicht nun seinerseits Studenten unter völlig falschen Voraussetzungen in die Lande schicken, um eine eigene statistische Erhebung der Baukunst vor 1100 durchzuführen. Die dabei entstandenen Listen sind in den vorgeschlagenen Datierungen teilweise grotesk falsch; vor allem aber ist es Pesez' Glaube, mit einer Statistik der heute noch erhaltenen Bauten brauchbare Aussagen erhalten zu können.

Zwar hat sich die Kunstwissenschaft selbst so in Mißkredit gebracht, daß sie oft von Historikern und Literaturwissenschaftlern belächelt wird. Auch wäre es Aufgabe unseres Faches, dem abzuhelpfen. Doch ist zuerst notwendig, auf der unbestreitbaren Bedeutung der französischen 'archéologie' zumindest der Zeit vor 1920 und auf der erwiesenen Brauchbarkeit der kunsthistorischen Methoden zu bestehen: da wäre keineswegs nur Viollet-le-Duc zu nennen, sondern seit dem 18. Jh. der Abbé Lebeuf, dann de Guilhermy und überhaupt die Gelehrten und Architekten um Didrons *Annales archéologiques* und das frühe *Bulletin monumental*, Männer wie Aymar Verdier, Boeswillwald und Seltersheim. Auch besteht kein Grund, die Arbeiten der letzten Jahrzehnte in Bausch und Bogen abzuqualifizieren.

Allerdings ist sehr viel von Wert nicht gedruckt, sondern in den Rapports (und den genau gezeichneten Plänen) verborgen, die in den Archives de la Commission des Monuments Historiques und andernorts lagern. Wenn man diese Quelle und die ältere Literatur anfängt genauer zu nutzen, so entsteht ein viel reicheres Bild, als allgemein angenommen wird. Die Verwendung von Blei z. B. ist allein schon nach den Aussagen der älteren Literatur viel umfangreicher nachzuweisen; sein Einsatz hat eine eigene Geschichte, es spielt eine durchaus ernst zu nehmende Rolle zumal seit dem Aufkommen der en-défilé-Technik in der Baukunst nach 1160. Über die zunehmende Bedeutung des Eisens in der gotischen Baukunst hatte Dieter Kimpel auf dem Kolloquium selbst schon das Notwendige gesagt.

Eine andere Schwäche und zunehmend ein europäisches Problem ist die zur lässigen Gewohnheit werdende Ignorierung der internationalen Literatur. Das betrifft zwar nicht Autoren wie Pressouyre, Braunstein, Sosson oder Frau Molenda. Doch tut es weh, wenn Jean-Claude Bessac in seiner an sich überzeugend vorgehenden Studie über Bautechnik und Werkzeuge in der mittelalterlichen Ikonographie nur das Bauhüttenbuch von du Colombier und vergleichbare französische Werke als Basis nimmt, die englischen Autoren z. B. oder das besonders gründliche Werk von Frieda von Thyghem (*Op en om de Middeleeuwse bouwwerf*, Brüssel 1966) ignoriert, Karl Friederichs Buch (*Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jh.*) ebensowenig kennt wie ältere französische Arbeiten zum Gegenstand (z. B. A. Chauvel, *Bull. Monumental* 92/3, 1933/34, S. 435—450). Die Arbeit von Elie Nicolas über Steinmetzzeichen hingegen verliert sogar fast gänzlich ihren Wert, indem sie sich zu sehr in Spekulationen ergeht und die soliden Ergebnisse zum Thema in den Forschungen von Wiemer, Haas oder v. Winterfeld ausläßt. Muß man in Europa von Land zu Land, schlimmer noch — von Region zu Region alles wieder von vorne anfangen?

Doch verdeutlichen diese beiden Publikationen andererseits eine große wissenschaftliche Chance dieses Kontinents: daß aus den jeweils unterschiedlichen Traditionen in einem Land oder Ort Dinge geschaffen werden, die im Nachbarland oder -ort kaum gelingen würden. Bücher wie diese wären in diesem unserem Lande nicht zustande ge-

kommen, im Fach Kunstgeschichte nicht, im Fach Geschichte auch nicht, erst recht nicht im Miteinander beider Fächer, zudem unter Heranziehung der Mittelalterarchäologie, der Geologie und anderer nötiger Helfer. Nicht einmal unsere Wirtschaftshistoriker hätten diesen Atem gehabt, obwohl Männer wie Kellenbenz, von Stromer oder Irrsiegler ihr Fach weit geöffnet haben und halten.

Es sei damit nicht behauptet, über diese Dinge würde bei uns nicht nachgedacht und geforscht. Man darf im Gegenzug feststellen, daß die französische Wissenschaft in der Bauforschung zurück liegt, daß sie auch z. B. ein so wichtiges Arbeitsinstrument wie die Dendrochronologie vernachlässigt hat. Auch auf den Gebieten, die Thema der beiden Bände sind, gibt es in Mitteleuropa viele Einzelstudien. Die Zahl der spezialisierten Fachzeitschriften ist groß, vielleicht umfangreicher als in Frankreich. An verschiedenen Denkmalämtern existieren Forschungsstellen für Steinmaterialien. Geologen beschäftigen sich mit historischen Steinbrüchen. Bemerkenswert ist auch der Versuch, die Techniken und Ergebnisse der einzelnen Fächer zusammenzufassen, wie an der Kölner Dombauhütte unter Arnold Wolff. Aber alles geht nicht genügend zusammen, oder es dringt nicht genügend durch. Als Grund dafür sind ebenso die Zionswächter der Fachwissenschaften mit ihrem Flammenschwert 'Dilettantismus' zu benennen wie institutionelle Strukturen: denn wir haben keine Hautes Ecoles, uns belebt nicht eine allseits offene und lernfähige Nouvelle Histoire. Unsere DFG ist streng in Fachgebiete getrennt, die Spaltung der Fächer damit zementiert. Zwar fördert die Stiftung Volkswagenwerk grenzüberschreitende Unternehmungen. Doch würde Durchschlagskraft erst dann zu gewinnen sein, wenn der Mut zum fachübergreifenden Gespräch, zur dauerhaften Zusammenarbeit bis hin zur Institutionalisierung systematisch gefördert würden. Die Hoffnung darauf ist gering: europäische Unterstützung ist nicht zu erwarten; bilateral dominiert Getöse mit Worten. Deshalb bleibt den französischen Kollegen zu wünschen, daß sie ihren 'effort authentiquement pluridisciplinaire' fortsetzen können. Sie sind berufen, die Bemühungen der an derselben Sache interessierten Fächer in Europa weiterhin zu bündeln und anzuführen; sie sollten dabei aber die Schätze ihrer eigenen archäologischen Tradition besser zu heben verstehen.

Robert Suckale

NEUE DEUTSCHSPRACHIGE ARBEITEN ZUR MONASTISCHEN ARCHITEKTUR DES MITTELALTERS

ERNST BADSTÜBNER: *Klosterkirchen im Mittelalter. Die Baukunst der Reformorden*. 2. Aufl. München: C. H. Beck 1985. 290 S. mit 155 Fotos; GÜNTHER BINDING und MATTHIAS UNTERMANN: *Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985. 439 S. mit 542 Strichzeichnungen; WOLFGANG SCHENKLUNH: *Ordines Studentes. Aspekte zur Kirchenarchitektur der Dominikaner und Franziskaner im 13. Jahrhundert*. Berlin: Gebr. Mann 1985. 249 S. mit 150 Abbildungen. DM 115,—.

Ein zentrales Thema der mittelalterlichen Architekturgeschichtsschreibung stellte stets die Frage dar, inwieweit die einzelnen, seit der Spätantike ausgebildeten Ordensregeln